

Wennedach

Ein Dorf im Wandel der Zeiten.

Facharbeit in Deutsch von Wolfgang Wagner, Osterferien 1950.

Das Dorf.

Irgendwo im schönen Oberschwaben liegt ein kleines Dorf. Geschmeidig an den Hang eines kleinen Tales angelehnt, von seinen kleinen, arg zerstückelten Feldern und Wiesen und einem grünen Kranz schweigender Wälder umfriedet, verträumt es seine Tage. Es ruht hier schon viele Jahrhunderte lang, läßt Sonne und Regen über sich ergehen und scheint sich selbst an der Schönheit dieses Idylls zu erfreuen.

Im Frühjahr schauen nur noch die höchsten Giebel aus dem kleinen Meer weißer und rosafarbener Birnen- und Apfelblüten hervor, die das ganze Dorf in eine farbenfrohe, duftende Wolke hüllen. Im Sommer schwanken schwere Erntewagen ächzend und knarrend auf den holprigen Wegen den weit geöffneten Toren der Scheunen entgegen. Bis in den späten Herbst hinein dauert das geschäftige Treiben im oberschwäbischen Dorfe. Den Bäumen werden ihre etwas harten und herben Früchte abgenommen, auf den Feldern zeugen lustig flammende Feuer vom Abschluß der Kartoffelernte und von den weit gestreuten Wiesen klingen die Glocken der braunen Oberländer-Kühe, die das letzte Gras abweiden.

Im Winter scheint dieses Dorf nach außen hin zu schlafen. Es ist oft grimmig kalt und rauhe Winde pfeifen um die kahlen Bäume und verwitterten Hausgiebel. Mensch und Tier bleiben gerne im Warmen. Den „dummen“ Städtern entgegnen die Bauern auf die Frage, was sie im Winter arbeiten, mit einem Schmunzeln: „Nix! Do hocket mir hinterm Ofa ond fressat onsre Säu!“ In Wirklichkeit werken sie auch im „dicksten“ Winter unermüdlich von früh bis spät. In den Wäldern hört man ihre Axtschläge hallen und in den Höfen wird es manchem vom Zerspalten der zähen und knorrigen Stumpen, selbst im kalten Winter, angenehm warm.

Dieses Dörfchen also liegt in dem Gebiet zwischen Federsee und Iller, Donau und Bodensee, im hügeligen Voralpengebiet, 12 km östlich der ehemaligen freien Reichsstadt Biberach und heißt Wennedach. Den schönsten Blick über das Dorf hat man zweifellos von Westen nach Osten. Dort steht, also westlich des Dorfes, an einem Feldweg ein uraltes, verwittertes, morsches und bedenklich zur Seite geneigtes Holzkreuz. Mit seinen 15 Metern Höhe überschaut es alle Fluren westlich des Dorfes. Es steht auf einer kleinen Anhöhe, denn weiter westlich senkt sich das Gelände bald wieder zum Dürnachtal und östlich fällt es ins Rohrbachtal ab. Das „Rohrbächle“, das unmittelbar am unteren Dorfrand vorbeifließt, bildet mit einem Meter Breite und 50 Zentimetern Tiefe selbst für die kleinsten Dorfbewohner kein Hindernis, die lustig und unbekümmert über es hinwegspringen. Und

auch die Alten fühlen sich zu ihm hingezogen, denn sie fahren mit ihren Wagen lieber durch die Furt als über die 5 Meter danebengelegene, trockene Steinbrücke. Früher war unser „Bächle“ aber sicher ein ganz annehmbarer Fluss, denn es hat ein ziemlich breites Tal und liegt tief eingeschnitten zwischen der selbst gegrabenen Umfriedung der Talhänge. An dem nach Westen blickenden der beiden Hänge liegt das Dorf. Der Hang ist so hoch und steigt aber auch so sanft und schön rundlich an, daß das ganze Dörfchen darauf Platz gefunden hat. Ein paar Häuser sind zwar oben noch auf die Ebene hinaufgeschoben worden, aber auch sie scheinen noch am Hang zu liegen, so unmittelbar und festgefügt erscheint die Dorfanlage.

Wennedach ist ein sogenanntes Strassendorf. Die Mehrzahl der Häuser schmiegt sich der Dorfstrasse an, die sich in mehreren Windungen am Hang emporzieht. Die restlichen liegen an ein paar Seitenstraßen, die unmittelbar in die Felder führen. Es ist aber nicht so, daß sich die Höfe drängten weil sie fast alle an der Strasse liegen. Das enge Aufeinandersitzen lieben die ober-schwäbischen Bauern nicht, außer im Wirtshaus. Zudem hat ihnen der Hang genügend Platz gelassen, so daß jeder einen schönen, mit 20 bis 40 Obstbäumen besetzten Garten bei seinem Hause haben kann. Bei vielen ist zudem noch so viel Platz vorhanden, daß sie mit ihren Wagen um das ganze Haus herum fahren können und so im Hof nicht umständlich umzukehren brauchen. Und eben diese Gärten, die bei den meisten Höfen bis an die Strasse reichen, und so den Nachbarn um wenigstens 30 Meter „vom Leibe halten“, sind es, die dem Dorf ein aufgelockertes, freundliches Aussehen verleihen. Auch die Häuser, typisch schwäbische Formen, auf der Strassenseite blendend weiß getüncht, auf der Wetterseite grau und verwaschen, tragen zu dem Aussehen bei, das dieses Dorf so stillbehütet und heimelig erscheinen läßt. Neben verschiedenen alten Fachwerkhäusern mit wurmstichigen Balken, offenen Kaminen in der Küche und wellenförmigen Dachfirsten, findet man aber bei den größeren Höfen frei stehende, von der Wohlhabenheit der Besitzer zeugende Wohnhäuser und davon getrennt Stallungen und Scheunen unter einem Dach. Bei keinem der Höfe aber, ob groß ob klein, fehlt irgendwo „hinter dem Haus“ ein kleiner Schuppen, ein Schopf, „a Städale“ oder sonst ein aus Holz selbst gezimmertes „Gebäude“, das zudem auch meist schief und geflickt ist und zur Aufbewahrung von Geräten und vor allem von Brennholz dient. Denn Brennholz verbrauchen die Wennedacher Bauern in großen Mengen. Kohlen haben nur die „modernen“. Aber selbst diese stopfen im Winter ihre dicken Kachelöfen mit Stumpen voll, die länger brennen, wärmer geben und vor allem billiger sind, darauf schwört jeder. Weitere Mengen Holz braucht der Backofen, den heute noch fast jeder Hof hat. So also stellt sich das heutige Wennedach dar. Es ist ein „Nest“ im wahrsten Sinn des Wortes, klein, in Tannen- und Buchenwäldern versteckt, die es auf drei Seiten umschließen. Man kann sich unschwer vorstellen, daß

sich am Charakter dieses Dorfes und an seinem Aussehen im Laufe der Jahrhunderte nicht viel und vor allem nichts Umwälzendes geändert hat.

Die Veränderungen, d.h. die wenigen Neubauten und Strassenweiterführungen, sind nur langsam hinzugekommen. So langsam, wie hier ein Jahr verrinnt und wie die Jahrhunderte sich hinschleppen, so langsam ist auch das Dorf mitgewachsen. Es gibt hier nichts Überstürztes, Hingehastetes aus einer natürlichen organischen Entwicklung heraus ist es das geworden, was es heute ist. Vor dem Dreißigjährigen Krieg waren in Wenedach 18 Familien, danach 12, heute sind es rund 40. Es war also schon immer ein kleines Dorf, ist es heute noch und wird es wohl auch immer bleiben.

Wenedach in alter Zeit.

Man kann auf den ersten Blick erkennen, wie das Dorf entstanden ist. Ursprünglich war wohl alles mit Wald bedeckt. Der Mensch schuf sich nun Raum, indem er zu roden begann. Siedlungen entstehen immer am Wasser. Daher ließen sich die ersten Ansiedler hier am Flusshang nieder. Sie rodeten ringförmig nun ihren Wohnplatz. Heute ist der Wald auf 1 bis 2 Kilometer zurückgedrängt. Daß gerodet wurde, beweisen noch die Namen für verschiedene Fluren, so z.B. „das Reutele“, das „Reutmad“ (schon 1520 erwähnt und heißt wörtlich: die Mahd in der Rodung). Wie zum Teil gerodet wurde, zeigt der Flurname „Brand“. In welche Zeit aber diese erste Besiedlung zu legen ist weiß man nicht. War es vor 1000 Jahren? Oder noch früher? Man hat versucht aus dem Ortsnamen eine Antwort auf diese Frage zu erhalten und es ergaben sich dabei zwei grundverschiedene, aber hochinteressante Behauptungen. M.R.Buck schreibt in seinem „Oberdeutschen Flurnamenbuch“ (S.302): „Ze Winiden d.h. bei den Wenden; offenbar Kolonien kriegsgefangener Slaven natürlich längst spurlos verschwunden“. Er vertritt die Ansicht, daß bei den Hunneneinfällen zwischen 905 und 955 Slaven (Wenden) gefangen und dann sesshaft gemacht worden seien.

Auch R.Gradmann glaubt, daß in Württemberg Siedlungen seien, die auf slawischen Ursprung zurückgehen. Unter den 23 aufgeführten Namen befindet sich auch Wenedach. Dagegen steht nun die Ansicht von Chr.Beck („Die fränkischen Ortsnamen und ihre Bedeutung für die Frage der alten Slavengrenze“). Er schreibt: „Es scheint vollständig ausgeschlossen, daß in den zahlreichen Ortsnamen mit -winden der Volksname (Wenden) vorliegt. Es war doch etwas gefährlich, diese wendischen Kolonien an der äußersten Grenze des Reiches (er meint die Ostgrenze) anzulegen, wo sie sich leicht mit ihren Stammesgenossen in Verbindung setzen konnten. Auch war es nicht ratsam, diese Kriegsgefangenen eigene Dorfgemeinschaften bilden zu lassen.“ Er sagt vielmehr, „wind“ sei ein germanisches Gattungswort. Gotisch heißt winja die Weide. Ferner schreibt Beck: „ Als Weide benutzt man gewöhnlich wenig fruchtbares Wiesland. Zu diesem Zweck sucht man

ungünstigere Lagen auf der Höhe oder im Wald auf. Darum treffen wir auch keinen einzigen Windenort im Tal oder auf einer fruchtbaren Ebene. Dagegen treten sie auf der Hochfläche, wo der Boden weniger ergiebig ist, in der Umgebung größerer Wälder, sehr oft in der Nähe von Neurodungen, auf. Aus letzterem Grund sind es auch ausnahmslos jüngere Siedlungen, die selten zu größeren Ortschaften heranwuchsen.“ Alle hier aufgeführten Punkte treffen bei Wennedach wörtlich zu. Demnach erfolgte die erste Besiedlung wohl durch die Alemannen oder Sueben, die durch die Völkerwanderung der ostgermanischen Stämme nach Westen vordrangen.

Es haben sich also tatsächlich im Rahmen größerer Meinungsverschiedenheiten die Herren Gelehrten auch über den Namen Wennedach, bzw. Winden gestritten. Weit weniger Kopfzerbrechen machten sich seinerzeit die mittelalterlichen Schreibrundigen. Aus den alten Urkunden und Pergamentwerken sieht man, daß sie willkürlich mit dem Namen umgegangen sind und jeder glaubte natürlich, ihn richtig zu schreiben. Zudem hat sich im Laufe der Zeit die deutsche Sprache verändert und somit wohl auch der Ortsname. So kam es, daß von einem ursprünglichen „Winden“ bis zum heutigen Wennedach sich so ziemlich alle möglichen Vokal- und Konsonantenverschiebungen im Wort feststellen lassen. Nur das W am Anfang und das d blieben in allen Formen als festes Gerüst für das Wort.

Das aufgefundene Siegel des Wennedacher Ortsadels trägt wohl die älteste urkundliche Schreibung des Namens als „Winden“.

Um 1110 schrieb eine Nonne „Wineden“. Darauf folgt im Jahre 1275 in einer Urkunde „Winiden“. 1439 „Wynenden“ und 1489 wieder „Wineden“. Die Endung -en lautet mundartlich a und wird daher auch häufig als a wiedergegeben. So z.B. „Winada“ 1490, „Wineta“ 1527 und „Winenda“ 1529 und 1531. Und plötzlich taucht die Endung -ach auf. Auch über ihr Entstehen gibt es zwei verschiedene Ansichten. Die eine sagt -,ach“ sei eine unrichtige Übertragung des Dialekts ins Hochdeutsche (bzw. Mittelhochdeutsche).

M.R.Buck sagt z.B., aus Bruian sei Briach geworden, aus Husen Hausach und aus Nianfron Neufrach. Ebenso kann aus den verschiedenen Wennedacher Formen die Endung -ach entstanden sein. Möglicherweise hat aber auch die an Wennedach vorbeifließende Ach (heute Rohrbach) die Namensform beeinflußt.

Zum ersten Mal taucht diese Neuerung 1461 als „Winedach“ auf, verschwindet dann aber wieder, um erst 1607 wieder zu erscheinen. Sie findet sich dann während des ganzen 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, gelegentlich zu „Winadach“ oder „Winidach“ abgewandelt wieder. Diese Form wird von „Wünadach“ 1700, „Wunedach“ 1741 und „Wenedach“ 1749 abgelöst, bis endlich 1808 die letzte Form als „Wennedach“ erscheint.

Die Ritter.

Man schrieb das Jahr 1134, als vier Ritter mit ihren Reisisen durch Oberschwaben südwärts ritten. Es waren dies Gerold, Edler von Freyberg, Dietho von Wineden und die beiden Schweizer Ritter Wilhelm von Rosenberg (Burg Rosenberg im Kanton Appenzell) und Landoldt von Landenburg. Sie kamen von einem Turnier in Augsburg und ritten nun schon stundenlang, als mit einem Mal der dichte Wald, durch den sie eine lange Strecke gezogen waren, zurücktrat. Sie waren auf dem Eigentum Gerolds von Freyberg (Freyberg ist hier ein kleiner Weiler, 4 km östlich von Wenedach, in der Gemeinde Reinstetten). Von einer kleinen Anhöhe aus hatten sie einen freien Ausblick und sahen „ hüben und drüben schützende Hügel welligen Ackerlandes, über sie hinziehend die Heerstrasse“, wie eine Nonne später niederschrieb. Bei diesem Anblick rief Ritter Gerold plötzlich aus: „Das wäre eine Gegend wie geschaffen für eine klösterliche Niederlassung. Die Lage wäre wohl gewählt für eine abgeschiedene Frömmigkeit!“ Die Töchter der Ritter Rosenberg und Landenburg wünschten schon lange, in ein Kloster einzutreten und so beschlossen die Ritter auf der Stelle, die beiden zu Stifterinnen eines neuen Klosters zu machen. Gerold wollte den Platz und das Baumaterial dazu schenken. Die Ausführung des Plans wurde noch im selben Jahr in Angriff genommen und so entstand das Kloster der „Nonnen zu St.Georg im Hag“ am Hegebach, das spätere Zisterziensernonnenkloster Heggbach, dem Wenedach für Jahrhunderte (1503 - 1803) gehören sollte.

Der eine dieser vier Ritter, von denen hier die Rede ist, Dietho von Wineden, war der Nachbar Gerolds von Freyberg. Ihre Burgen lagen etwa 4 km von einander entfernt, durch Hügel und Wälder geschieden.

Dietho von Wineden kann als der „Stammvater“ des ehemaligen Wenedacher Ortsadels betrachtet werden. Natürlich ist er nicht der erste, der auf der Burg Wineden gehaust hat, aber wir wissen auch nicht, wie lange vor 1134 schon Menschen im heutigen Wenedach gelebt haben.

Nach dieser Klostergründung schweigen die alten Schriften wieder für lange Zeit von Wineden. In der Sulminger Chronik findet sich eine Notiz, daß Mitte des 13. Jahrhunderts ein Hainrich von Wineden und Bilgrim von Bach, sein Schwestersonn, dem Kloster Heggbach einen Hof in Sulmingen verkauft haben. Das war alles, was sich an Erwähnenswertem durch Jahrhunderte hindurch in Wineden ereignete! Wer weiß, wie lange Burg u. Dorf schon vor 1134 bestanden haben! Aber beide waren sicher klein, und so ist es niemand eingefallen, ihren Namen auf das teure Pergament zu schreiben. Vielleicht sind aber auch solche Schriften verloren gegangen. Die Bewohner von Wineden und ihre Herren lebten Jahr für Jahr in ihrer Waldeinsamkeit dahin und kein tintenklecksender Amtsschreiber trübt ihr idyllisches Dasein. Aber dann unternahm eines Tages einer der Herren von Wineden etwas, das wohl oder übel aufgeschrieben und auch in treuer Hut verwahrt werden mußte. Dies geschah im Jahre 1275 und trug sich folgendermaßen zu:

Das Dorf hatte damals, wie gesagt, seinen eigenen Adel. Auf einer kegelförmigen Erhebung am Ostrande des Rohrbachtales, die sich an das Gelände entlang des Hanges anlehnt, stand eine Ritterburg, deren aus Quadersteinen erbaute Brunnen noch im ehemaligen Burghof, allerdings verschüttet, erhalten ist. Auf einem benachbarten Berg, dem Bussenberg, (nicht mit dem „Bussen“ bei Riedlingen zu verwechseln) waren die ritterlichen Stalungen, die durch einen Damm oder eine Brücke mit der Burg verbunden waren. Man fand hier vor etwa 30 Jahren eiserne Türbänder, Lanzenspitzen und ein bronzenes Siegel. Dieses Siegel hat die Form eines Schildes und ist 4:31/2 cm groß. Es hat zwei Felder, von denen das obere leer ist und das untere 6 Kugeln in der Anordnung 3:2:1 enthält. Um die beiden Felder läuft eine Inschrift in römischen Buchstaben, die lautet: S DJETHOH DE WINDEN. Das S vor dem Namen heißt wohl „Siegel des“. Dieser Diethoh war wahrscheinlich ein Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg, denn „ein Herr von Winden“, wohl ein Bruder des Diethoh, war von 1267 bis 1277 als Ulrich II. Abt des Benediktinerstiftes Einsiedeln in der Schweiz. Dieser Ulrich II. erhielt übrigens von Rudolf von Habsburg die Reichsfürstenwürde. In einer Urkunde vom 30. Dezember 1274 hat sich Ulrich mit dem Abt von Pfäfers zusammen verewigt, die sie auf Burg Wartenstein unterzeichneten. Er starb am 11. August 1277 in Como auf einer Romfahrt.

Das aufgefundene Siegel gehört sehr wahrscheinlich nicht dem 1134 genannten Dietho, sondern einem seiner Nachfahren, der an seinen Namen noch ein h hängte, also Diethoh schrieb. Unser Diethoh (II.) de Winden, verheiratet mit Adelheid von Jungingen, scheint kinderlos gewesen zu sein. Damit war er das letzte Glied einer möglicherweise weit zurückreichenden Ahnenreihe. Diethoh besaß, neben Burg und Dorf Winden, Güter in Laupheim und Simmisweiler. Dieses Besitzes schien er aber überdrüssig zu werden, denn eines schönen Tages verschenkte er sein Hab und Gut an das Kloster Einsiedeln. Ein wohl boshafter Schreiber berichtet, er habe die Schenkung gemacht, „weil er nicht recht im Kopf gewest“. Winden war aber von Einsiedeln zu weit entfernt, sodass es diesem mehr Lasten als Einkünfte brachte. So erhielt es Diethoh am 18. Januar 1275 von Ulrich II. und seinem Konvent als Lehen wieder zurück. Daraufhin verkaufte Diethoh am 4. Februar 1284 seinen Laupheimer Anteil (16 km entfernt) für 10 Maste Silber an das Nonnenkloster Heggbach und setzte für seine restlichen Güter Heinrich von Freyberg als Erben ein. Mit Diethohs Tod starb der Ortsadel von Winden aus. Danach waren die von Freyberg gleichzeitig Herren von Winden. Aber nach einem stark halben Jahrhundert waren auch sie dieses Besitzes überdrüssig oder sie brauchten Geld! Am 3. Februar 1439 verkaufte Konrad von Freyberg seinen Teil und alle Rechte an dem Burgstall, an allen Leuten und Gütern von Wenneden an das Kloster Heggbach zu 400 Gulden. Der Kaufbrief lautet auszugsweise (die Pergamenturkunde ist in Buxheim):
„Ich Chunrat von Fryberg und Müttingen und ich Margretha vom Stain sin, sin

hussfrowe vergehen offentlichmit diesem brif.....daß wir...mit, willen und gunste des....her Buppelins von Erlbach zu Brandenburg ritters..... Chunratz von Fryberg lieben Vetteren und all iren erben zu konffent gegeben haben unseren taylor und alle unsere recht an dem burgstall und ach an allen lüten u. gütern des wylers je Wynden ob Heggbach dem closter gelegen, daruff ich egenannte Margrethaund nutz uff dissen höttigen tag..... an burgstall, an echafftin, an zwingen, an spännen, an hüsern, an städeln, an garten, an bamgarten, an äckern, an wysen....an holz...darumbe sy uns also bare gegeben hand 400 gulden. Gegeben uff afftenmontag nach unser lieben frowen tage zu lichtmess 1439.“

Am 15. Oktober 1442 (uff St. Gallenabend) werden noch die Weiher und „die Vischentz in der Dirnen“ (heute Dürnach) von den Freybergern an Heggbach verkauft, sodaß sich nun ganz Wenedach im Besitz des benachbarten Klosters befand. Erst am Sonntag Reminiscere in der Fasten (17. März) 1443 erfolgte die Übernahme, in Anwesenheit der Äbtissin Elisabeth Hoffmennin, der Superiorin u. Schreiberin, des Konrad v. Freyberg u.a.
Das Kloster

Wenedach war nun also in klösterlichem Besitz. Die Bauern erhielten ihre Höfe als Lehen. „Die schuldigen Dienste (Fron) wollen sie zum Nutzen des Klosters tun und zu gebührender Zeit, sie sollen die Güter in Ehren halten und nichts unangebaut lassen, keinen Mist und kein Stroh in fremde Güter führen, auch nichts verkaufen, in des Klosters Wäldern sich ohne der Äbtissin Willen nichts zu schaffen machen, sie sollen Hubgeld und Heugeld, Öl, Eier, Herbsthühner und Fastenhennen zu rechter Zeit ohne Widerrede getreulich abliefern“, heißt es in der Vertragsurkunde. Die Bauern gelobten, „gehorsame und treue Hintersassen“ zu sein.

Die Bauern standen in dreifachem Abhängigkeitsverhältnis zum Kloster. Dies war ihr Grund- Leib- und Gerichtsherr. Als Richter war das Kloster in Sachen der „niederer Gerichtsbarkeit“ zuständig. Es fällte aber keine willkürlichen Urteile, sondern legte die Strafsummen, die für gewisse Vergehen zu entrichten waren, fest (8. Mai 1501). Die „Vrevel“ wurden zu diesem Zweck in 3 Gruppen eingeteilt: in den größten, mittleren und gemeinen Vrevel. Der erste betraf Körperverletzungen: „Wenn man einem Wunden schlägt, die man meisset oder wenn man ihm eine Knochenverletzung beibringt oder eine Lähmung oder wenn man ihm ein Glied abhaut oder ihm mit Unrecht einen Schaden an Ehre und Gut zufügt“. Für solche „Vrevel“ hatte der Täter 21 Pfund Rottweiler Währung zu bezahlen (1 solches Pfund galt vor dem ersten Weltkrieg 2,40 Mark). Der mittlere „Vrevel“ war mit 6 1/2 Pfund zu sühnen. Von dieser Summe erhielt die Äbtissin 6 Pfund, den Rest das Gericht, d.h. wahrscheinlich die übrigen Gerichtsmitglieder. Für den gemeinen Vrevel waren 30 Schillinge = 1 1/2 Pfund zu bezahlen. Für jede der 3 Gruppen sind die in Frage kommenden Vergehen bis in die letzte Einzelheit aufgeführt, sodaß bei straferschwerenden Umständen der Täter in eine höhere Gruppe

eingestuft werden konnte. Ferner hatten die Hintersassen eine Anzahl von Verboten zu beachten. So durfte z.B., um nur eines zu nennen, bei Nacht im Wirtshaus nicht Karten gespielt werden.

Zur Zeit der Übernahme durch das Kloster gab es in Wenedach noch verschiedene Bauern, die eigene Höfe besaßen. Aber durch die zum Teil hohen Abgaben, den ausgedehnten Frondienst und die überdies nicht selten zu entrichtenden Strafen, (im Jahr 1632 in Wenedach insgesamt 50 Gulden) brachten auch diese Bauern dem Kloster gegenüber bald in tiefe Schulden. Man kann sich denken, daß dieses solche Bauern, deren Höfe noch zur Abrundung des Klosterbesitzes fehlten, nicht gerade schonend behandelte. So kam es, daß mit Beginn des 16. Jahrhunderts in Wenedach kein einziger Bauer mehr auf eigener Scholle saß. Daß dies viel ungutes Blut erzeugte, läßt sich denken. Es ist nun diese Zeit nicht mehr weit bis zu den großen Bauernerhebungen und manchem haben schon damals aufrührerische Gedanken im Kopf gespukt. Einer von diesen war zweifellos der Wenedacher Bauer Osswald Zweiffelsmaier. Er versuchte mit einer Art passivem Widerstand gegen die Unterdrückung anzukämpfen. Aus den Jahrbüchern des Klosters Heggbach läßt sich die Art, wie er es anging, und die einzelnen Ausbrüche seiner Wut leicht erkennen. Die Äbtissin Agnes Sauter schrieb 1490: „han ich Osswald Zwiffelsmaier gut zu Winada kauft und dann geben 60 Pfund und han es ihm wieder geliehen“. Damit fing es an. Mit 60 Pfund wurde er für sein ganzes Hab und Gut abgespeist. Einen Großteil davon hatte er sicher schon als Schulden beim Kloster anstehen, sonst hätte er wohl nicht verkauft. Sieben Jahre später „verbrann das Hus des Oschwaltz Zwiffelsmaiers“, an sich nichts Außergewöhnliches, ein Haus kann einmal abbrennen. Aber die Äbtissin mag dem Bauern nicht getraut haben, denn sie schrieb zu dem Eintrag hinzu: „Ich gab 38 um die Frucht uff dem Feld daß er hinweg zog“.

Aber der gute Zwiffelsmaier zog nicht hinweg. Anscheinend auch sein Groll nicht, denn „nach dem darauf ein nūw gut Haus erbaut war, brannte es uff Allerheiligentag anno 1502 ab“. Wieder wurde ein neues Haus auf die Hofstatt gezimmert, aber auch dieses wurde 1507 ein Raub der Flammen. 3 Brände innerhalb von 10 Jahren am selben Haus! Der Bauer konnte sich das leisten, der Hof gehörte ja dem Kloster.

Die Hintersassen.

Am meisten bedrückte die Bauern bekanntlich die Leibeigenschaft. Im Heggbacher Gebiet wurden die Leibeigenen meist „Hintersassen“ genannt. Die Leibeigenschaft war erblich und ging nicht vom Vater, sondern von der Mutter auf ihre sämtlichen Kinder über. Sie kam in einer kleinen, jährlichen Abgabe zum Ausdruck, die die leibeigene Frau zu entrichten hatte. Diese „Leibsteuer“ bestand meist aus einer sogenannten „Leibkenne“. Zog ein

Hintersasse in das Gebiet einer anderen Herrschaft, so mußte er 2 1/2 bis 10% des Anschlagwertes seines Hofes bezahlen.

Die Bauern wurden im 16. Jahrhundert regelrecht und nach allen Regeln der Kunst ausgesogen. Nicht genug damit, daß sie keine eigenen Höfe hatten, sie verloren auch durch die Fronarbeit auf den Klostergütern viel Zeit, die ihnen zur Bebauung ihrer eigenen (geliehenen) Felder fehlte. Der Bauer konnte weder heiraten noch sterben, noch konnte ein Kind zur Welt kommen, ohne daß dem Lehensherrn eine Abgabe entrichtet wurde.

Bei den Lehen unterschied man zwei Arten: Erblehen und Fallehen. Das Erblehen fiel nach dem Tod des Lehensmannes an seine Frau oder Kinder. Starb der Lehensmann ohne Erben oder hatte er seine Pflichten grob verletzt, so konnte das Kloster das Lehensgut einem neuen Lehensmann übergeben. Ein Fallehen war nur auf Lebenszeit des „Beständers“ verliehen. Nach dem Tod des Inhabers fiel das Gut automatisch dem Grundherrn zurück. Die Hinterlassenen hatten keinerlei Rechtsansprüche auf das Gut. Der Grundherr konnte sie vom Hof abschieben oder „schupfen“, weshalb diese Lehen auch „Schupflehen“ genannt wurden. Für den Genuß des Lehens hatte der Lehensmann jährliche Abgaben in Geld oder Naturalien zu entrichten. Diese Abgaben bestanden einmal aus der Getreideabgabe (dem Zehnten) und dem „Küchengefälle“ (Gänse, Hühner, Eier, die in die Küche des Grundherrn zu liefern waren), zum anderen aus Öl, Wachs, dem Heugeld (ein Wiesenzins) und dem „Hellerzins“ (Gebäudesteuer). So hatte z.B. im Jahre 1442 der Bauer Claus Galster von seinem 24 Jauchert (= 36 württembergische Morgen) großen Gut abzugeben: 4 Malter Roggen (etwa 10 Zentner), 2 Malter Hafer, 30 Schilling Heugeld, 5 Hühner und 100 Eier. Das ganze Dorf hatte insgesamt abzuliefern (1532): 54 Gulden 40 Kreuzer Heugeld, 30 Malter Roggen, 16 3/4 Malter Hafer, 22 Hennen, 63 Hühner und 1130 Eier. Man muß bedenken, daß damals das ganze Korn von Hand gesät, gemäht, gedroschen und eingefaßt werden mußte! Der Bauer hatte im Vergleich zu heute bei schwererer Arbeit geringere Ernten.

Starb der Inhaber eines Erblehens, so fiel dem Grundherrn, also dem Kloster, das Besthaupt, d.h. das beste Pferd, die beste Kuh oder der entsprechende Geldwert zu. Beim Ableben eines Falleheninhabers erhielt das Kloster auch eine Abgabe, nur etwas weniger. Es war daher ganz natürlich und eine eigentlich vorauszusehende Entwicklung, daß die so unterdrückten Bauern auf Rache sannten und, als die Zeit reif war, losschlügen. Die oberschwäbischen Bauern schlügen herzhaft zu, aber oft tollpatschig und unbeholfen wie sie selber waren.

Der Bauernaufstand.

1524 „vor in der hailigen nacht“, also am 24. Dezember, ging es in der Wirtschaft in Baltringen (7 km von Wenedach) hoch her. Die Gaststube

war gestopft voll mit Bauern aus der Umgebung, die von ihrem späteren Führer, dem Schmied von Sulmingen, aufgestachelt gegen das Kloster und die adeligen Herrschaften schimpften. Dies war Geburtsort und Geburtsstunde des „Baltringer Haufens“, einem der fünf großen süddeutschen Bauernbünde gegen ihre Unterdrücker. Die Bauern versprachen einander am 3. Februar 1525 „uff dem rüet (Ried) bei Baltringen mit ihren geweren zu erscheinen; da wart man beratschlagen, wie dem armen man geholfen werd von den beschwerden irer obrigkeiten“. Ihre Zahl wuchs von Tag zu Tag, bis der „Pauren Hauf“ die Zahl 12000 erreichte. Der Abgesandte des Schwäbischen Bundes, Bürgermeister Ulrich Neithard von Ulm, traf sie im Ried an und fragte, was sie trieben. Sie wollten einen Tanz machen, sagten die Bauern. „Es sind aber doch keine Jungfrauen da, mit denen ihr tanzen könntet!“ Die Bauern deuteten aber zum Kloster Heggbach hinüber und meinten, dort habe es Jungfrauen genug, mit denen sie wohl noch eines tanzen werden. Darauf zogen sie vors Kloster und verlangten, daß man ihnen die Abgaben an Hühnern und Eiern erließe. Die Äbtissin belehrte sie aber, im Evangelium stehe daß Christus habe gesagt: „Gent dem Kaiser, das ihm zugehört und Gott, was ihm zugehört. Da findet ir in dem leben, daß der Herr die gaistisch und weltlich obrigkeit vor augen hat gehabt!“ Darauf machten die Bauern kehrt und liefen in ihre Dörfer, nach Maselheim, Wenedach, Sulmingen, Mietingen und Baltringen. Aber bald kamen sie wieder „frewentlich“ in hellen Haufen zusamment.“ Jetzt wollen sie endgültig „münch und nunnen uß den closter triben und zu Heppach (Heggbach) anfangen.“

In der Nacht zum 28. März 1525 zogen die Bauern schwer bewaffnet zum Kloster. Den Nonnen fuhr der Schrecken in alle Glieder. Sie flüchteten sich in ihre Kapelle, wo sie den Psalm Miserere beteten, während die Priorin auf den Knien liegend die heilige Jungfrau um Hilfe anflehte. Unterdessen rückten die Bauern gröhrend und johlend gegen das Kloster vor.

Plötzlich hörten sie ein Sausen in der Luft. Alle schauten zum Nachthimmel empor. Dort gewahrten sie zwischen den Wolken einen glänzenden Ritter in strahlender Rüstung auf einem feurigen Schimmel reitend. In der Rechten hatte er einen Speer, mit dem er direkt auf die Bauernrotte zielte und um ihn war ein mächtiges Heer herrlicher Ritter. Keiner der Bauern wagte zu atmen. Eine Gruppe nach der anderen verließ schweigend den großen Haufen, bis sich schließlich die ganze Bauernmacht schleichend auf dem Heimweg befand. (Dieser Bericht ist Volksüberlieferung, die sich aber in allen Chroniken, die sich mit dem „Sturm auf Heggbach“ befassen, gleichlautend findet).

So verlief in der näheren Umgebung Wenedachs die groß angelegte Bewegung im Sande. Die Rädelsführer wurden danach gefoltert, bis ihnen „ die Arme glunkerten“. Am 12. April fiel Herr Georg Druchses (Truchseß) mit 400 Knechten in Baltringen ein. Er wollte das Dorf „uff den Boden verbrennt han“. Die Bauern erklärten ihm aber, das Kloster selbst lege auf die Erhaltung des Dorfes größten Wert, so unterließ er es.

Das Morgenrot nach einer langen Nacht.

Das Einzige, was die Bauern durch ihren Aufstand erreichten war, daß sie in noch aussichtslosere Abhängigkeit gerieten. Sie hatten dem Kloster aufs neue Treue zu schwören. Natürlich wurden ihre Abgaben erhöht. Sie waren jetzt einfach machtlos, nachdem viele getötet worden und die Herren nun gewarnt waren und somit auf der Hut blieben. Die Bauern waren besitzrecht- und machtlos. Von ihren Herren wurde dieser Zustand oft (nicht in allen Fällen) rücksichtslos ausgenutzt. Die Bauern mußten sich manches gefallen lassen. Um z.B. ein Lehensgeld rasch und sicher in den Lagerbüchern zu finden, gab das Kloster jedem Bauern einen Decknamen, und zwar den Wenedachern die von vierbeinigen Tieren. Einen Zweck kann man hinter dem ganzen Verfahren nicht finden. Es diente wohl nur dazu, die Bauern zu foppen. Man kann sich denken, daß diese nicht gerade erbaut waren, mit Affe, Hund, Kamel, Ochs usw. angeredet zu werden.

Die Wenedacher Bauern schufteten weiter, jahraus, jahrein - immer in die Truhen des Klosters. In den Jahren 1628 und 29 wütete zudem noch die Pest im Lande und verschonte auch Wenedach nicht. Die Bevölkerung ging von 18 auf 12 Familien zurück (49 Einwohner). Auch der Krieg machte schon im Mittelalter vor diesem stillen Dörfchen in Oberschwaben nicht halt. Im Dreißigjährigen Krieg trafen 1632 die Schweden in der Wenedacher Kapelle den Pater Theodorich Locher an, solange er Messe las. Sie zogen ihn vom Altar weg und gaben ihm den „schwedischen Trunk“. Von den Wenedachern war anscheinend keiner zu erblicken, denn dem Pater wurde in letzter Minute durch Landsknechte aus Ochsenhausen Hilfe zuteil. Beim Durchmarsch eines bayerischen Heeres während des Spanischen Erbfolgekrieges fiel in Wenedach ein Soldat.

So vergingen die Jahre, erfüllt von Arbeit, wie sie heute noch vergehen. Die Bauern waren wieder in ihre Ergebenheit und Widerstandslosigkeit von vor 1524 verfallen. Die Menschen der nun folgenden Jahrhunderte kannten nichts anderes als arbeiten und schufteten und von dem mühsam Geernteten noch die Abgaben erfüllen. Rechtlich änderte sich in den Jahrhunderten nach dem Bauernaufstand überhaupt nichts. Die Bauern waren leibeigen und blieben es bis zum Jahre 1877, als die Leibeigenschaft für ganz Württemberg aufgelöst wurde.

Im Jahre 1803 wurde auch das Kloster Heggbach im Rahmen der allgemeinen Säkularisation aufgelöst. Es hatte sich inzwischen zu Reichsstift und Abtei erhoben. Wenedach fiel bei der nun folgenden Verteilung, zusammen mit dem größten Teil der Abtei Heggbach, an den Grafen von Waldbott - Bassenheim als Entschädigung für seine Verluste auf dem linken Rheinufer (Pyrmont und Ollbrücken). Die Landeshoheit kam an Württemberg. Aber selbst jetzt waren die Wenedacher Bauern nicht frei.

Aus dem Güterbuch von 1838 ersieht man, daß die Mehrzahl der Güter in Wenedach noch Fallehen waren, deren Inhaber jährliche Abgaben zu entrichten hatten. Bei Sterbefällen, Übergaben und Besitzveränderungen mußten für 1 Jauchert Acker oder Wiese 10 Gulden als „Erdschatz“ bezahlt werden, bei Grasgärten und Häusern je nach der Größe und Beschaffenheit 10 - 25 Gulden, bei Veräußerungen von Gütern 10% des Kaufwertes neben dem neuen Erdschatz. In Sterbefällen mußte der überlebende Teil bei Bauern ein Pferd, bei „Öchslen“ den Zugochsen, bei den anderen eine Kuh abgeben. Erst das Jahr 1846 brachte die erste wesentliche Erleichterung für die Bauern. Gült und Zehnter wurden abgeschafft. Aber diese Maßnahme erfolgte auch nicht infolge eines Sieges der Humanität. Ein blinder Alarm, französische Horden seien in Baden eingefallen, erschreckte ganz Schwaben. Die Fürsten versprachen den Bauern dafür, daß sie ins Feld zögen, die Abschaffung dieser Abgaben. In einer Stadt mag man ein solches Ereignis gleichgültig hinnehmen, aber für ein Dorf wie Wenedach, das zu 95% von Bauern bewohnt ist, hängt von einem solchen Schritt eben sehr viel ab. Nun hatte der Bauer seine ganze Ernte für sich, verdiente dadurch mehr bei gleicher Arbeit.

Und welchen Aufschwung hat die Landwirtschaft in den 8 Jahrzehnten, seit die Bauern frei sind, genommen. Innerlich und äußerlich hat sich eine Wandlung vollzogen. Aus einer trägen, sturen Masse hat sich ein durchaus klassenbewußter Stand entwickelt. Eine Anzahl von Maschinen erleichtert dem modernen Bauern das Arbeiten, das dadurch im Vergleich mit vergangenen Jahrhunderten „spielend“ geht. Endlich gaben zwei Weltkriege und die damit verbundenen Hungersnöte den Bauern ungeahnte Kompensationsmöglichkeiten, die diese so weit ausnutzten, daß sie sagen konnten, es fehlten nur noch die Vorhänge im Schweinestall.

Auch die Wenedacher Bauern sind ihren Brüdern in den anderen Dörfern und Ländern Deutschlands hierin nicht nachgestanden. Ein trauriges Kapitel. Wenn man heute einem Bauern sagt, sein Urgroßvater sei noch „Besitzer“ eines Lehens gewesen mit jährlichen Abgaben etc., so schüttelt er nur den Kopf. Er ist es gewohnt, auf seinem Hof zu werken wie er es für gut hält. Viele haben heute Traktoren, Wendepflüge, moderne Dreschmaschinen und vieles, vieles mehr. Ein Bauer, der um die Jahrhundertwende arbeitete, glaubt sich heute in ein Märchen versetzt. In einem halben Jahrhundert erfuhr die Landwirtschaft eine Umwälzung, die sie sich durch Jahrhunderte hindurch nicht hätte träumen lassen. Es ist, als wäre sie nach einem langen langen Dahindämmern plötzlich an der Sonne der Freiheit erwacht.

Von der Hirtenhütte zum Schulhaus.

Die Dörfer in Oberschwaben waren von der großen Welt so gut wie vollkommen abgeschlossen. Die Wenedacher saßen hinter ihren Hügeln

und Wäldern und kamen selten weiter als gelegentlich zum Wochenmarkt nach Biberach. Ein wesentlicher Grund für dieses Sitzenbleiben ist zweifellos die unzureichende Erziehung und Unterrichtung während des ganzen Mittelalters und lange danach. Der Horizont der Menschen auf dem Lande ging meist bis zur Dorfmarkung und nur selten darüber hinaus. Aber wenn man die Schulverhältnisse der damaligen Zeit betrachtet, wird einem der Grund dazu klar.

Ein Pfarrer von Reinstetten (zu dem Wennedach politisch und kirchlich gehört) schreibt 1830: „Seit Undenklichem wurde in Wennedach Schule gehalten, bald von einem Hirten, bald von einem abgedankten Soldaten, alten Studenten, ja auch von Buben mit 17 Jahren, wenn sie nur etwas lesen und schreiben konnten“. So also war es mit dem Unterricht bestellt. Etwas lesen und schreiben! Zudem gab es in Wennedach kein Schulhaus. Der „Schulhalter“ mußte mit den Kindern von einer Bauernstube zur anderen ziehen, wo man sie eben gerade duldete! Unterrichtet wurde natürlich nur im Winter. Die Hirtenlehrer wurden von der Gemeinde besoldet (aber wie !) und mußten „von Haus zu Haus essen“. Nur ganz langsam besserten sich hier die Verhältnisse. 1822 hatte Wennedach einen Schafstall als Schule, der ein so mangelhaftes Strohdach hatte, daß „der Lehrer kaum einen Platz findet, wo er seine Bettstatt hinschieben muß, ja es regnet schon bis in die Schule hinunter“ (Wennedacher Chronik). 1863 bekam Wennedach endlich ein richtiges Schulhaus, zu dem 1919 noch ein Obstgarten kam, nachdem dreißig Jahre früher das Oberamt den Wennedachern, die die Besoldung des Lehrers nicht mehr aufbrachten, den Rat gegeben hatte, sich dafür am Kapellenfond schadlos zu halten!

Ländliches Brauchtum.

Diese jahrhundertelange Abgeschlossenheit hatte auch etwas Gutes für sich. Sie brachte es mit sich, daß ein schöner Schatz alter Volksbräuche, die zum Teil noch auf heidnischen Ursprung zurückgehen, erhalten blieb. Auch noch einige alte Volkslieder kann man hin und wieder hören, besonders am Sonntag Abend oder bei den Ausfahrten mit geschmückten Gesellschaftsschlitten oder - wagen, die die Jungen mit Vorliebe unternehmen.

Das ganze Jahr ist in Wennedach von einem bunten Band alt überlieferter Feste durchzogen. Daß die Fastnacht gefeiert wird, ist selbstverständlich. Kaum neigt sich der Winter seinem Ende zu, so wird am ersten Fastensonntag, dem sogenannten „Funkensonntag“, der „Funken“ entzündet. Auf einer Anhöhe vor dem Dorf errichten die jungen Burschen schon wochenlang vorher einen großen Haufen aus Dornen, Reisig und altem Holz. Mit einem Wagen fahren sie durchs Dorf und rufen: „Holz und Stroh machet da Funka hoh!“

In der Mitte des Haufens wird eine möglichst hohe „Hexe“, eine Tanne, die bis auf den Wipfel geschält ist, aufgestellt. Auf halber Stammhöhe hängt an Strohbindern ein Kranz aus Tannenreis (dieser wird manchmal auch weggelassen). Unter dem Wipfel ist ein Querkreis, sodaß das Ganze Kreuzform hat. Der ganze Stamm ist mit Strohbindern locker umflochten, die an den Enden des Querkreises bis auf den Holzhaufen herunter hängen.

Am Funkensonntag, nach Einbruch der Dämmerung, wird dann der „Funke“ angezündet. Vorher machen die Burschen mit großen, schweren selbstgemachten Fackeln einen Fackelzug kreuz und quer durch das naheliegende Gelände, wobei sie rennen, so schnell sie die Beine tragen, damit das lichterloh brennende Fichtenharz in ihren Fackeln in weiten Funkenregen über die Äcker fliegt. Am „Funke“ angekommen führen sie um diesen eine Art Tanz auf, wobei sie den „Funke“ umschreitend ihre Fackeln über den Köpfen wild im Kreis wirbeln. Auf ein Zeichen stürzen sich dann alle an den Haufen und entzünden das Stroh. Höhepunkt der allgemeinen Freude ist, wenn die „Hexe“ brennt. Es ist geradezu phantastisch, in der dunklen Winternacht die Flammen am Stroh der über 20 m hohen „Hexe“ empor klettern zu sehen, wie sie, oben angekommen, den grünen Wipfel erfassen und dann knisternd und leuchtend hoch in den Himmel schlagen! Etwas abseits vom „Funke“ steht die Scheibenbank, eine etwa 1 m hohe, schräg gestellte Holzbank, roh aus Pfählen und einem Brett gezimmert. Auf ihr werden die „Scheiben geschlagen“. Etwa 7 - 8 cm im Durchmesser und 2 - 3 cm dicke Holzrädchen, in der Mitte ein Loch, werden an einem langen Stab in der Glut des Funkens erhitzt. Wenn sie auf ihrer ganzen Oberfläche glühen, nimmt sie ein Bursche aus dem Feuer, schwingt den Stock mit der Scheibe kreisförmig über sich, daß sie hell aufleuchtet und tritt dann an die Scheibenbank. Alles lauscht gespannt. „Scheib´aus, Scheib´ei, Scheib´über dean rei, die Scheib´ soll zur Ehre sei!“ So ruft der Bursche und schlägt bei der letzten Silbe so stark er kann mit seiner Scheibe auf die Bank, daß das glühende Rad als feuriger Komet funkenstiebend in das Dunkel rast. Mit den sogenannten „Ehrenscheiben“, die alljährlich einigen Respektspersonen aus dem Dorf geschlagen werden, beginnt das Scheibenschlagen. Die Ehrenscheiben sind nur Formsache, aber dann geht es los! Das ganze Dorf ist versammelt und spitzt die Ohren, wer alles „dran kommt“! Was anderen die Faschingszeitung ist, bedeutet den Wennedachern das Scheibenschlagen.

Sämtliche Vorkommnisse des vergangenen Jahres werden durchgehechelt und mit besonderer Vorliebe werden zarte Bande, die sich um zwei junge Dorfbewohner geschlungen haben, mit diebischer Freude und Rücksichtslosigkeit ans helle Funkenfeuer gezerrt und bloßgelegt. Beifallsrufe für den scheibenschlagenden Burschen oder schadenfrohes Gelächter für die Betroffenen begleiten jede Scheibe. Dabei sind die Wennedacher nicht unpoetisch. Eine Scheibe wird nur durch einen Reim auf die Reise geschickt, etwa so:

„Scheib aus, Scheib ei
Scheib über dean rei
Dia Scheib soll sei:
Der Hans hot zur Marie gsait:
I mag mein Ox und mag mei Vieh
Aber am liabsta ma´ne di!“

Es ist ein ganz bestimmter, romantischer Zauber um diesen „Funken“. Man rückt in der kalten Februarnacht so nahe als möglich an die Glut heran, das Gesicht versengt nahezu, auf der Rückseite friert man aber, der Rauch beißt die Augen, das brennende Herz der Fackeln riecht süß und würzig und die Äste im Feuer krachen und zischen und geben so ein Feuerwerk im kleinen ab. Über dem Wald sieht man den Schein der Feuer benachbarter Dörfer und ohne Unterbrechung schwirren die funkensprühenden Scheiben hoch über die Felder hin. Dieses Fest bedeutet die Austreibung des Winters, der durch die „Hexe“ symbolisiert ist. Mit ihrer Verbrennung ist dem Winter Lebewohl gesagt und das Funkenfeuer leuchtet schon dem ersehnten Frühling entgegen.

In der Nacht zum ersten Mai ist in Wenedach kaum einer der Burschen im Bett, jeder schleicht im Dorf umher. Die einen stecken ihrer Liebsten einen „Maien“, wobei sie oft die gewagtesten Kletterpartien über Schöpfe, Dachrinnen usw. unternehmen, damit ihr Birkenbäumchen ja ungefährdet und gut sichtbar angebracht werden kann. Die „Maien“ sind mit bunten Bändern verziert und tragen an ihren Zweigen meist noch Orangen und Schokolade. In Wenedach sagen es die Verliebten also nicht „durch die Blume“, sondern durch den „Maien“. Genießt aber ein Mädchen die allgemeine Abneigung der jungen Burschen, oder hat es Rache oder Eifersucht auf sich gezogen, so kann es sicher sein, beim Erwachen am 1. Mai einen „Butzeler“ vor ihrem Fenster zu finden. Dies ist ein mit alten Lumpen bekleideter Strohmann, der dann oft tagelang, dem Mädels zum Ärger den anderen zur Freude, auf seiner hohen Warte thront.

Im Sommer bleibt nur Zeit für die Arbeit bis spät in die Nacht hinein. Aber nach der Ernte kommt das schönste Fest des Sommers, die „Sichelhenke“. Mit reichlich Essen und noch mehr Getränken, mit Musik und Tanz wird der Abschluß der Ernte gefeiert. Ein ebenso ausgelassen - fröhliches Fest ist die Kirchweih oder „Kirbe“, der große Tag aller Hütejungen.

Nachmittags 3 Uhr werden von sämtlichen Hirten die Kirchweihfeuer entzündet, bei denen es nicht auf die Flammen, sondern auf den Rauch ankommt. Dieser Brauch hat religiösen Hintergrund. So wie bei der Kirchenweihe die Kirche mit Weihrauch geweiht wird, lassen die Hirten den Rauch ihres Weihrauchfeuers „segnend“ über die Wiesen ziehen.

Das nächste Fest im Verlauf des Jahres ist wieder für die jungen Burschen: der 6. Dezember, St. Nikolaustag! Der heilige Nikolaus kommt in der Dämmerung nicht als Bischof, sondern mit schweren Stiefeln, dickem Mantel,

einem langen rauhen Bart aus Warg und einer Fellmütze. Über seiner Schulter hängt der Sack, aus dem er die Kinder beschenkt. Es trägt hier also nicht wie in der Stadt Knecht Ruprecht den Sack, sondern der „Kloos“ selber. Den Ruprecht kennt man in Wenedach nicht. Der heilige Nikolaus belohnt das Gute. Die Strafen, die Knecht Ruprecht austeilt, besorgen in Wenedach wie in ganz Oberschwaben die bösen „Kloosen“. Diese Gestalten sehen wirklich furchterregend aus. Sie tragen teuflische Masken mit Schweinerüßeln, Eselohren etc.; je verzerter eine solche Maske ist, desto „schöner“ ist sie. Die bösen „Kloosen“ haben zudem noch Schellen umgehängt, Rupfensäcke angezogen, Strohbinden umgebunden und die Taschen mit faulen Äpfeln und Nußschalen gefüllt! So rasen sie abends durch das Dorf, scheußlich gröhrend, schellend und peitschenknallend! Die wahren Furien! Es haben schon verschiedene Leute angenommen, die „Bösen“ sollten tatsächlich die Furien darstellen, die denjenigen nun Angst einjagen sollen, die etwas auf dem „Kerbholz“ haben. Aber ich glaube, daß diese Annahme kaum zutrifft.

Wohl ist das Nikolausfest schon alt, aber Furien kommen in seinem Zusammenhang doch eigentlich nicht vor. Und wenn eine solche Furiendarstellung gar auf vorchristliche Zeit zurückgehen sollte, so glaube ich, daß sie die Kirche im Laufe der Zeit wenigstens umgedeutet hat. Ich glaube vielmehr, daß diese bösen Gestalten eben nur zur Erschreckung der Kinder, die kein ganz sauberes Gewissen haben, ihr Unwesen treiben.

Höchstes Vergnügen für die jungen Burschen ist es, wenn sie, nachdem sie oft lange um ein Haus geheult, an den Fensterläden gerüttelt, auf der Haustüre getrommelt und mit ihren Peitschen und Schellen einen „Heidenspektakel“ vollführt haben, doch noch eingelassen werden! Die Kinder, und ganz besonders natürlich die Mädels zwischen 18 und 25, können sich dann verbergen wo sie wollen. Hinter dem Ofen oder Kleiderständer, unter den Bänken oder dem „Kanape“ holen sie die Halbteufel hervor. Und dann pfeifen die Ruten! Der Bauer hockt dabei behaglich bei seinem Ofen und freut sich wie seine Jungen den Balg gegerbt bekommen. Sind die „Kloosen“ wieder draußen, sieht die Stube wie ein Schlachtfeld aus! Die Wilden haben ihre Taschen geleert und Strohbinden gerissen und auf den Boden gestreut. Aber trotzdem werden sie alljährlich bei den meisten Bauern wieder eingelassen.

Das Weihnachtsfest hat rein religiösen Charakter. Eine Bescherung gibt es nicht, denn die hat schon der Nikolaus besorgt. Am Heiligen Abend sitzen die Wenedacher Bauern bei ihren Christbäumen und der Krippe, die in jedem Falle selbst gearbeitet ist.

Sylvester wird auch in Wenedach, wie überall, mit Böllerschießen, Musik und ziemlich viel Alkohol begangen.

An allen diesen Gebräuchen halten die Wenedacher beharrlich fest. Jedes Jahr werden sie mit der gleichen Freude gefeiert. Die Vernachlässigung oder

Abänderung eines dieser Feste würde in ihnen das Gefühl erwecken, daß das ganze Fest nichts war. So, wie die Jungen dieses Brauchtum heute erleben, werden sie es auch begehen, wenn sie einmal herangewachsen sind und in genau der gleichen Form werden sie es wieder weitervererben.

Die Heimat.

Was sie ererbt von ihren Vätern hüten die Wennedacher als wertvollen Schatz. Nichts geht verloren was in diesen Dörfern drin ist. Es gehört hinein und gehört zusammen. Von diesen 250 Menschen kennt jeder den anderen seit Kindesbeinen. Ein freudiges Ereignis in einem Haus bedeutet Freude im Dorf, sei es, daß ein Kind zur Welt kommt oder daß ein Soldat zurückkehrt. Wenn er auch aus einer anderen Familie ist, so ist er doch ein Wennedacher. Der Tod bringt Trauer über das ganze Dorf, wenn er eine Familie heimsucht. Drei Tage lang ruft dann das Totenglöckchen mit seinem hellen, monotonen Gebimmel vom Turm der Kapelle, die zugleich Kirche für Wennedach ist. Und die Leute kommen bis der Raum voll ist, um für den Verschiedenen zu beten. Wenn sie über die Schwelle treten, blickt wohl mancher auf die verwaschene Inschrift, die über dem Türbogen steht: Jesu X Po aetemo sacerdoti secundum ardinem MelChlseDeCh d.d.d. (= Jesu Christo, dem ewigen Priester nach der Ordnung Melchisedechs gegeben, geschenkt, geweiht).

Aber nur wenige wissen, was die Worte heissen, und daß sich in den groß geschriebenen Buchstaben des Wortes Melchisedech die Jahreszahl 1751 der Neuerbauung verbirgt. Dann knien sie in den alten, unbequemen Bänken und gedenken der Toten. Ein paar flackernde Kerzen erleuchten matt das Innere des Kirchleins. Die Barockputten zaubern phantastische Schatten an die Wände, und die Altarbilder und die Statuen einer Madonna und des heiligen Veit, die schon in der ersten gotischen Kapelle gestanden sind, sehen die Bauern von Wennedach nun schon 5 Jahrhunderte lang vor sich beten. Es überkommt jeden Wennedacher Bauern ein ehrfurchtsvolles Gefühl wenn er sich bewußt wird, daß vor diesen Skulpturen schon seine Urahnen gekniet haben.

Gerade diese Alteingesessenheit ist es, die sie mit ihrem Dorf so eng verbindet. Hunderte von Malen sind sie schon über ihre Äcker geschritten und haben die schwere Erde gepflügt, gedüngt, den Samen in sie gestreut und ihre Früchte geerntet. Und so sind sie durch ihr von schwerer Arbeit erfülltes Leben geworden, hart und schwerfällig, wie der Boden, der sie ernährt. Mancher Bauer geht abends noch auf einen seiner Äcker, nimmt Erde in seine schwielen Hände und läßt sie langsam durch die Finger gleiten. Sein kantiger Kopf beugt sich andächtig über diese Hand voll Erde und in die von Wind, Regen und Sonne gegerbten und gebräunten Gesichtszüge graben sich dann tiefe Falten, aber aus den Augen strömt ein warmes,

fast kindliches Leuchten. Er hält Zwiesprache mit seiner Erde. Für diese Erde ist er, der Bauer, da aber sie gehörte ihm lange lange Jahrhunderte nicht. Er war Sklave auf seinem ureigensten Besitz. Auch der Außenstehende begreift dann, was diese Menschen so unlösbar an ihren Boden fesselt: Es ist die Ehrfurcht dem Erbe der Väter gegenüber und die Liebe zu diesem Fleckchen Erde, das sie ihre Heimat nennen.

Ende.

PS. Diese Arbeit wurde mit einem „sehr gut“ benotet. Mein Onkel hatte ein Leben lang Heimweh nach Wennedach, das war aus den Gesprächen mit ihm deutlich zu hören. Laut seiner Frau sprach er in seinen letzten Monaten fast nur noch von Wennedach.